

Werner Söllner - Der stille Dichter

– Werner Söllner ist ein hoch anerkannter Lyriker und war bis 2009 Leiter des *Hessischen Literaturforums*. Im November ist er 65 Jahre alt geworden. Ihm widmen wir Folge 202 unserer Serie *Der rote Faden*, in der wir jede Woche Menschen vorstellen, die Besonderes für Frankfurt leisten. –

Werner Söllner ist kein Mann der großen Auftritte. Also sitzt er schon dort, wo wir uns verabredet haben; an einem Ort, wo man ihn eigentlich nicht unbedingt vermuten würde. Er hat das Restaurant und *Café Zarges* auf der Freßgass' vorgeschlagen, oben, im ersten Stock, gedämpftes Licht, gedämpfte Geräusche. „Da ist es ruhig, und ich kann rauchen“, hat Söllner zuvor gesagt, und beides ist wichtig. Ruhig muss es sein, weil Werner Söllner mit Bedacht und leise spricht. Wenn er nachdenkt, rollt sich das charismatische R noch ein wenig länger auf seiner Zunge. Und rauchen muss er ohnehin ständig, Marlboro; er raucht sie herunter bis zum Filter, und manchmal lässt er sie auch einfach nur zwischen den Fingern herunterbrennen, ohne daran zu ziehen.

Werner Söllner ist aus der Literaturlandschaft der Stadt Frankfurt nicht mehr wegzudenken. Söllner ist Schriftsteller. Er schreibt Gedichte, keine einfachen, keine leicht verständlichen. Er hat seine Diplomarbeit über das Frühwerk Paul Celans geschrieben, jenen aus der Bukowina stammenden dunklen Dichter, dem die Literatur Werke wie die „Todesfuge“ zu verdanken hat und der 1970 seinem Leben ein Ende setzte, indem er sich in die Seine stürzte. Werner Söllner galt (und gilt vielen) als einer der wichtigsten deutschsprachigen Gegenwartilyriker. Besonders seine beiden Bände *Kopfland*, *Passagen* und *Der Schlaf des Trommlers*, erschienen in den späten 80er- und frühen 90er-Jahren, erregten ein Höchstmaß an Aufmerksamkeit.

Doch seitdem hat Söllner kaum noch etwas veröffentlicht – bis im Jahr 2015 in der Frankfurter *Edition Faust* das begeistert aufgenommene Buch *Knochenmusik* erschien, die Sammlung all dessen sozusagen, was Söllner in den 23 Jahren seit 1992 zu Papier gebracht hatte. Warum hat es so lange gedauert, bis wieder etwas von Werner Söllner kam? „Ich bin“, sagt er und wiegt jedes Wort vorsichtig ab, „durch mehrere Phasen des Umbruchs gegangen. Man rutscht weg aus dem Betrieb, wenn man weniger veröffentlicht. Man muss überlegen, was einem wichtig ist und was nicht. Das Schreiben und das Veröffentlichen, die Anbindung an den Literaturbetrieb – all das ist mir weniger wichtig geworden.“ Er sei, sagt Söllner, ein extrem langsamer Arbeiter, der sich seine Texte immer wieder und wieder vornehme, sie bearbeite, verbessere. Schreiben ist für ihn nicht einfach ein Beruf. Es ist die Aufarbeitung innerer Prozesse:

Ich will es so sagen: Das Schreiben ist mit den Jahren immer mehr zu einer Existenzbewältigung geworden.

Das klingt gewichtig, und in der Tat gibt es in der Biografie Werner Söllners immer wieder tiefe Einschnitte, Rückschläge, Wendungen, mit denen er hat zurecht kommen müssen. Geboren wurde Söllner 1951 in Horia in Rumänien, als Angehöriger der Gruppe der sogenannten Banatschwaben, der deutschsprachigen Minderheit also. Er studierte in Cluj (zu Deutsch Klausenburg) Germanistik und Anglistik und arbeitete als Redakteur bei der dreisprachigen Studentenzeitschrift *Echinox*. Eine Tätigkeit, die Jahrzehnte später noch

weite Kreise ziehen sollte. Für kurze Zeit arbeitet Söllner in Bukarest als Lehrer, dann sechs Jahre lang als Lektor in einem Kinderbuchverlag. 1982 siedelte er dann in die Bundesrepublik um und kam nach Frankfurt. Warum ausgerechnet dorthin? „Das wollte ich so“, erzählt Söllner. „Ich hatte das Gefühl, dass ich hier beruflich schneller Fuß fassen könnte.“ Zu den Verwandten in Bayern wollte er nicht.

Und manche Geschichten kann man offenbar nur aus ihrer Zeit heraus erfassen, in diesem Fall aus der Epoche des Kalten Kriegs: Auf der Antragsstelle für Umsiedler nämlich erregte sein Wunsch, nach Frankfurt zu kommen, sofort Verdacht: „Was, in dieses rote Frankfurt wollen Sie?“, so sei er argwöhnisch gefragt worden, natürlich sofort verbunden mit dem Verdacht, als Aussiedler aus einem kommunistischen Land umgehend wieder Kontakte mit vermeintlich Gleichgesinnten knüpfen zu wollen. Doch dem war nicht so. Vielmehr hatte Söllner möglicherweise das berechtigte Gefühl, dass Frankfurt als schnelle, flexible Stadt einem Neuanfang weniger im Weg stehen würde als andere Wohnorte. „Ich würde das wieder genau so machen“, sagt er rückblickend. Warum?

Was ich bei allen Veränderungen, die die Stadt in den vergangenen Jahrzehnten durchgemacht hat, immer noch schätze: Frankfurt lässt einen in Ruhe.

An anderen Orten, so Söllner, die er kenne, herrsche ein sozialer Zwang, ein erzwungenes Zusammengehörigkeitsgefühl unter Schriftstellern. Hier sei das anders. Sicher, Söllner lernte, auch über den Verband der Schriftsteller, Frankfurter Kollegen kennen und schätzen: Harry Oberländer, Paulus Böhmer, Alban Nikolai Herbst und andere. Und trotzdem war sein Bedürfnis nach Rückzug nie gefährdet.

1982 in Frankfurt angekommen, kam Werner Söllner erst einmal für einige Zeit bei dem Künstler und Verleger Sascha Juritz in Dreieichenhain unter, bevor er seine erste eigene kleine Wohnung im Trutz Frankfurt bezog, im damals noch gar nicht noblen Westend. Die Wohnung befand sich im ersten Stock; darüber betrieb ein Edelpuff seine Geschäfte. Es habe, sagt Söllner, eine Zeit lang gedauert, bis er das begriffen hatte, „bis dahin habe ich mich immer gewundert, dass so viele junge und ungemein gut aussehende Frauen bei mir im Haus wohnen.“ Irgendwann hatte er es dann verstanden. Seine eigene Ehefrau war im Übrigen zunächst in Rumänien geblieben, ebenso wie Söllners Eltern. Die Frau wollte nachkommen, sobald er den deutschen Pass bekommen hatte. Sie kam nicht und reichte stattdessen die Scheidung ein. Eine politische Geschichte, die mit Druck und Drohungen zu tun hat. Ein Gedicht in „Der Schlaf des Trommlers“ erzählt von Telefonanrufen aus der alten Heimat, in denen dem Sohn beschieden wird, seine Zunge im Zaum zu halten, sonst beiße die Mutter ins Gras.

Die Biografie Werner Söllners ist eine eng verschlungene Helix aus Privatem, Politischem und Künstlerischem. Söllner driftete ab. Eine hoch komplizierte Ehe mit einer psychisch kranken Frau, die ihn selbst wiederum gesundheitlich nach unten zog. 1997 und 1998 verbrachte er insgesamt acht Monate in den USA, hatte Lehraufträge in New Hampshire und in Ohio, „das war eine ungemein wichtige Zeit“. Bereits Ende 1996 hatte er begonnen, als freier Mitarbeiter im *Hessischen Literaturbüro* im Mousonturm, wie es seinerzeit noch hieß, zu arbeiten. Als dessen Leiter Paulus Böhmer 2002 in Rente ging, wurde Söllner Böhmers Nachfolger. Söllner taufte das Literaturbüro in Literaturforum um. Zu den Aufgaben des Literaturforums gehört nicht nur die Organisation von Lesungen, sondern auch die Nachwuchsförderung in Schreibseminaren und -wettbewerben. In einem dieser Schreibseminare lernte Werner Söllner seine heutige Frau kennen, Susanne. Geheiratet

haben die beiden im Jahr 2000; heute lebt das Paar in Bergen-Enkheim.

Man kann nicht mit oder über Werner Söllner sprechen, ohne über den dunklen Punkt in seiner Biografie zu sprechen. Es lässt sich ohnehin überall nachlesen. Im Dezember 2009 war er auf einer Tagung in München nach vorne getreten. Auf der Tagung sollte es um deutsch-rumänische Schriftsteller und deren Securitate-Akten gehen. Söllner trat nach vorne und legte ein Geständnis ab: Er habe, so Söllner, in den frühen 70er Jahren, während seiner Zeit als Redakteur bei der Studentenzeitschrift, mit der Securitate zusammen gearbeitet. Man habe Gutachten von ihm verlangt über die Arbeit von Kollegen, man habe Informationen abgefragt über Zusammenkünfte und Lebenseinstellungen. Die Sätze, die Werner Söllner während der Tagung sprach, sind, wenn man sie genau betrachtet, verstörend, weil sie Zeugnis über einen Menschen ablegen, der unter seinen Schuldgefühlen mehr gelitten hat als jeder andere Mensch unter seiner vermeintlichen Geheimdiensttätigkeit:

Ich bin jemand, der sich nicht ausreichend zur Wehr setzen konnte. Das und dass ich nicht früher darüber gesprochen habe, kann ich mir bis heute nicht nachsehen.

Aus dem großartigen Lyriker Werner Söllner, aus dem feinen, introvertierten, hochsensiblen und empathischen Menschen, war urplötzlich IM Walter geworden. Man muss sich das Verhältnis der eng vernetzten Mitglieder der rumänien-deutschen Minderheit als eine moralisch rigorose Schlacht vorstellen. Zum Umfeld Söllners gehörten die Literatur-Nobelpreisträgerin Herta Müller und deren langjähriger Ehemann Richard Wagner; der heutige Leiter des Literaturhauses Berlin, Ernest Wichner, aber auch Autoren wie Franz Hodjak und Rolf Bossert. Die ehemalige *Aktionsgruppe Banat*. Meinungen und Urteile stehen sich heute unversöhnlich gegenüber. Dass es Söllner recht schnell gelungen war, sich aus den Fängen der Securitate herauszuwinden und dass die Securitate mittlerweile auch über ihn selbst eine umfangreiche Opferakte angelegt hatte, war nicht mehr wichtig. Die Deutungsmacht haben diejenigen, die auf der Siegerseite stehen. Und Werner Söllner spricht mit leiser Stimme:

Es gibt eben nicht nur die eine Wahrheit. Es gibt viele Wahrheiten. Und es gibt Menschen, die ohne ein Feindbild nicht leben können.

Mehr will er dazu nicht sagen.

In *Knochenmusik* gibt es ein kurzes Gedicht:

*Jede Nacht, pünktlich
um drei, weckt mich
die Wahrheit.
Und ich erschrecke
davor, liege schlaflos im Dunkeln
und frage: Ist es meine Wahrheit, vor der
ich erschrecke, oder ist es
die Wahrheit der andern? Und welche
von beiden ist schlimmer?*

Kurz nach der Tagung in München jedenfalls hat Söllner dem Vorstand des *Hessischen Literaturforums* seine schriftliche Kündigung vorgelegt. Zwei Monate später wurde Harry

Oberländer sein Nachfolger; Söllner ist dem Haus bis heute verbunden, erneut als freier Mitarbeiter. Und er ist in Frankfurt geblieben.
Ist die Stadt seine Heimat geworden?

Ich bin vollkommen einverstanden mit der Stadt, nach wie vor. Frankfurt ist nicht warmherzig, aber tolerant. So etwas wie ein Heimatgefühl kenne ich nicht. Wo andere da etwas haben, da ist bei mir nichts. Aber ich empfinde das nicht als Mangel.

Ein Leben ohne Hunde, das wäre wahrscheinlich ein Mangel für ihn. „Hunde“, sagt Werner Söllner, „haben mich immer begleitet.“

Ein Yorkshire Terrier, ein Chihuahua-Mischling, ein Bologneser. Und 2003 hat Söllner sein Herz für Border Terrier entdeckt, „weil wir nach einem Rassehund gesucht haben, der nicht wie ein Rassehund aussieht.“ 2013 ist Danko gestorben; seit 2014 ist Joschi bei ihm und seiner Frau Susanne. Im Zarges ist es noch stiller geworden. Der Aschenbecher quillt über. Zeit, wieder nach draußen zu gehen, in die so wenig heimelige Stadt, in der Söllner seit 34 Jahren lebt.

Christoph Schröder, Frankfurter Neue Presse, 10.12.2016